**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber
**Band:** 38 (1962-1963)
**Heft:** 1

**Artikel:** Weshalb ich fische
**Autor:** Stauffer, Hans
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1074010

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

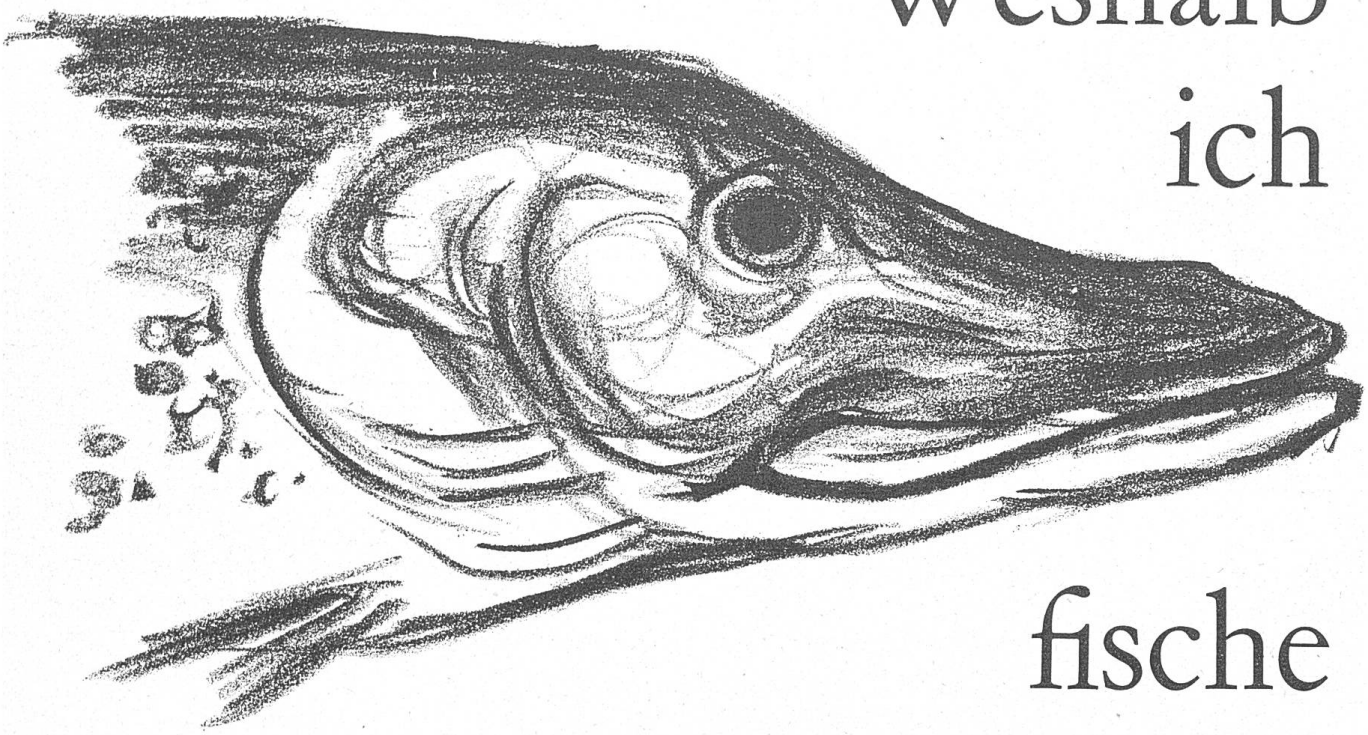
**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Weshalb ich fische



VON DR. MED. HANS STAUFFER

*Illustration von Fred Stauffer*

VOM *Verfasser dieses Artikels erscheint demnächst im Schweizer Spiegel Verlag das Buch: «St. Petersinsel, Heitere und ernste Lebensschau eines Arztes, Fischers und Naturfreundes». Im folgenden vermitteln wir unseren Lesern aus der Fülle dessen, was der Autor in seinem Buch gestaltet hat, eine kleine, angepaßte Auswahl, deren Mittelpunkt das Fischen bildet.* *Red.*

ICH bin kein berühmter Mann, bin weder Ehrenmitglied berühmter Gesellschaften noch Ehrendoktor. Ich bin nur ein einfacher praktischer Dermatologe in den Sechzigern. Aber ich habe in den vielen Jahren meiner Praxis Tausende von Patienten gesehen, habe dabei viele Erfahrungen gemacht, die weder auf der Hochschule gelehrt werden, noch in den wissenschaftlichen Büchern stehen.

In meinem ganzen Leben habe ich mir nie großen Luxus leisten können. In einem Punkt aber habe ich luxuriös gelebt: für all das, was mir wesentlich war und was ich brauchte, um mein eigentliches Sein zu leben, habe ich mir die Zeit genommen, auch wenn sie scheinbar fehlte. Und ich konnte so manches machen, was in der heutigen Zeit leider vielen Menschen aus Zeitmangel nicht mehr möglich ist.

Da komme ich mir manchmal wie ein reicher, großer Mann vor, wenn zum Beispiel ein Patient in höchster Stellung und mit bestem finanziellen Unterbau zu mir in die Sprechstunde kommt, mit kaputten Nerven, mit allen zugehörigen Zeitkrankheiten, der es sich nicht leisten kann, einmal sich selber zu leben, ein paar Tage der Ruhe zu haben, in denen er sich mit den Dingen abgeben kann, die vielleicht noch etwas wichtiger sind als der Besitz aller materiellen Güter und der Genuß aller neuesten zivilisatorischen Errungenschaften.

Ich komme ganz gut aus ohne das Fernsehen und ohne alle die neuen und neuesten Errungenschaften der Technik. Ich bin immer noch der Ansicht, daß man für das, was man mit einfachen Mitteln gleich gut schaffen kann, keine komplizierten gebrauchen soll. So halte ich es in meiner ärztlichen Praxis, aber auch

im übrigen Leben. Kopf und Hände sind für mich heute noch wichtiger als alle Maschinen.

*Das Fischen, die Spyri und mein Pudel Rappi*

Wer im Leben das Einfache sucht, hat mehr Zeit für das Wichtige. Und etwas vom Wichtigsten sind, als Ausgleich zum Beruf und zur Unruhe der Zeit, die echten Freuden des Daseins. Und unter diesen scheinen mir wiederum die einfachsten die echtesten zu sein. Dazu gehört die Pflege des Familienlebens, gehören aber auch Hobbies. Von diesen habe ich eine ganze Menge. Auch das Schreiben gehört dazu – die Rebenpflege und das Wandern. Aber an der Spitze meiner Liebhabereien stehen: das Fischen, die Spyri und mein Pudel Rappi.

Seit über zwölf Jahren ist Rappi mein treuer Begleiter. Von ihm gäbe es so vieles zu erzählen: wie er in der Sprechstunde immer unter meinem Schreibtisch liegt, ohne sich um jemanden zu kümmern, wie er bei persönlichen Bekannten ganz anders reagiert, wie er lebendig wird, sobald der letzte Patient draußen ist.

Nur etwas möchte ich von Rappi auch im Rahmen dieses Artikels noch berichten, das mir wie eine Übernahme von Eigenschaften seines Meisters erscheint. Rappi hatte häufig unter Ohreninfektionen zu leiden. Jemand von der Familie hielt jeweilen – wie man das auch beim Tierarzt gemacht hatte – den Hund fest. Gegen diese Freiheitsberaubungen wehrte sich das Tier nun derart, daß eine Behandlung der Ohren völlig unmöglich wurde. So ließ ich denn Rappi einmal einfach auf einen Stuhl steigen, befahl ihm hier zu bleiben, und holte meine Instrumente. Nun wehrte er sich in keiner Weise – jammerte nur leise, wenn ich ihm weh tat. Seither machen wir es immer so, und es hat nie mehr Schwierigkeiten gegeben.

Sodann die Spyri: Eigentlich heißen sie Spyren, Mauersegler oder gar – fälschlicherweise – Mauerschwalben. Für mich bleiben sie die Spyri. Schon als kleiner Knabe habe ich ihnen zugeschaut, wie sie hoch über mir in den Lüften segelten, wie es kein anderer Vogel kann, und ich mußte sie lange staunend bewundern. Und heute, da ich ein bejahrter Mann bin, tue ich das noch immer – und immer lieber. Nur drei Monate im Jahr sind sie ja bei uns und beleben unsere Lüfte. Erst, wenn sie da sind, so weiß man, nein, spürt man, daß es nun Sommer wird. Und wenn sie wieder weggezogen sind, so bleibt eine Leere, und es kommt eine leise Sehnsucht über mich, wie nach etwas, das ich verloren, aber auch die Hoffnung, daß sie wiederkommen.

*Ein Urtrieb*

Schließlich bin ich, wie gesagt, ein Fischer, und zwar ein passionierter. Wenn mir aber einer die Frage stellte, weshalb ich fische, so fiele mir die Antwort gar nicht so leicht. In erster Linie fische ich, weil ich fischen muß. Da ist so etwas in mir wie ein uralter Trieb, der wie der Jagdtrieb eines Tieres mächtig aus der Tiefe des Unbewußten einmal hervorbrach und der mich seither beherrscht und dem ich einfach nachleben muß. Als ich noch ein kleiner Knirps war, trat dieser Trieb schon in Erscheinung, und all die Jahrzehnte meines Lebens ist er geblieben, manchmal stark und gebieterisch, manchmal nur in Form einer Sehnsucht, besonders dann, wenn mir die Zeit zum Fischen mangelte, aber immer war er da.

Fischen und das damit zwangsläufig verbundene Drum und Dran ist etwas, das meiner Anlage, meinem Temperament und meinen Neigungen gemäß ist, das ganz zu mir paßt. Dabei geht es nicht in erster Linie um große Beute, geschweige denn um materiellen Gewinn. Zwar freue ich mich an einem schönen Fang und auch darüber, daß ich mit diesem Fang andern eine Freude machen kann, sei es, daß ich den Fisch verschenke, sei es, daß er unserer Familie ein gutes Mahl liefert. Und noch mehr freut es mich, wenn ich einige gute Freunde und Bekannte zu einem gemütlichen Fischessen einladen kann, was eben mit selbst gefangenen Fischen etwas Besonderes ist, etwas Besseres, als wenn ich die gleichen Fische beim Fischhändler gekauft hätte.

*Freude an der Natur*

Aber mindestens so wichtig wie das Fischefangen ist all das, was mit dem Fischen fast zwangsläufig verbunden ist. Ich bin dabei wieder einmal allein, fern vom nervösen Getriebe der Menschen, fern von den Maschinen mit ihrem Geklapper, ihrer Unruhe und ihrem Lärm. Ich habe hier Zeit zur Besinnung, kann über all das, was mich beschäftigt in der Praxis, in der Familie, in Staat und Politik, in Muße nachdenken. Ich bin wieder einmal draußen in der Natur, bei Tieren und Pflanzen, kann sie alle beobachten und belauschen

und kann mich an all den Lauten der Natur erfreuen, die sonst fast überall, vom Zivilisationslärm übertönt, nicht mehr zu hören sind.

Da ist noch manch seltenes Getier zu sehen, das wir sonst kaum noch zu Gesicht bekommen, Füchse, Hasen, Rehe, Dachs und Marder, früher auch Fischotter; dann all die Vögel in der Luft, in Gebüsch und auf dem Wasser. Ihren Ruf nachahmend locke ich Pirol, Kuckuck und Specht. Den Schwalben und Spyren hoch in der Luft kann ich zuschauen, den Segelflug des Milans bewundern, wenn er in den Lüften über mir schwebt und mit seiner hohen Zwitscherstimme herunterruft. Ich kann den Haubentauchern zusehen, wie sie nach Fischen jagen, die Bläßhühner beobachten, wie sie ihr Nest bauen und wie sie dann einige Wochen später ihre buntgefärbten Jungen betreuen und füttern.

Oder ich kann sehen, wie eine Ringelnatter elegant durchs Wasser schwimmt und plötzlich untertaucht. Manchmal kann ich beobachten, wie sie mit einem erbeuteten Fisch ans Ufer kommt, wie sie ihn dann verschlingt und während dieses Schlingaktes ein ganz anderes Verhalten als sonst zeigt: nämlich wie ich sie da berühren kann, ohne daß sie darauf irgendwie reagiert. Ist der Fisch aber geschluckt, und ich rühre sie jetzt an, so zischt sie mich an und macht sich schnellstens davon.

Und dann habe ich um mich all die schönen Pflanzen, die stolzen Schilfstengel, in denen der Wind so geheimnisvoll rauscht und raunt, und all die vielen schönen und zum Teil jetzt schon so seltenen Blumen, die sich da am Wasser finden. Und ich kann auch im Wasser die vielen Gewächse betrachten, die da gedeihen, reich an Farben und Formen.

Das alles kann ich beim Fischen wahrnehmen, und kaum je mache ich einen Gang ans Wasser, ohne nicht etwas Besonderes gesehen oder beobachtet zu haben. So lohnen sich fast alle diese Gänge, auch wenn ich keine oder nur geringe Beute an Fischen heimbringe, zumal nun auch meine Nerven so beruhigt sind, daß ich besser in der Lage bin, all meinen Patienten mit ihrem angeschlagenen Nervensystem zu raten und zu helfen.

*Das Aufspüren des Tieres*

Auch beim eigentlichen Fischen geht es mir nicht darum, möglichst viele Fische in möglichst kurzer Zeit zu fangen. Viel mehr freut mich ein Fang, der besondere Schwierigkeiten bietet, so wenn ich zum Beispiel einen alten Schlauberger von Fisch überlisten und dingfest machen kann. Und das ist meist gar nicht so leicht. Zuerst muß man wissen, wo der Bursche im Wasser «steht», wo er sein Standquartier hat. Das ist einfach zu erfahren, wenn man das Tier direkt sieht, was jedoch recht selten der Fall ist.

Für den erfahrenen Fischer gibt es aber indirekte Hinweise verschiedenster Art, um einen solchen Standplatz herauszufinden. Man sieht, um nur ein Beispiel herauszugreifen, etwa einige große Weißfische über der Wasseroberfläche flüchten. Da weiß ich genau, daß sie von einem Hecht verfolgt werden, auch wenn ich den Räuber selber gar nicht zu Gesicht bekomme. Und ein kleines Hechtlein würde kaum Fische dieser Größe jagen, also weiß ich zudem, daß es ein gewichtiges Stück sein muß. Gleichzeitig habe ich erfahren, welche Fischart dieser Hecht als Beute bevorzugt, und ich kann ihm dann einen Fisch dieser Art als Köder vorsetzen. Wahrscheinlich wird er diesen eher annehmen als einen anderen, denn gerade alte Raubfische sind eigentliche Feinschmecker, die meist alle Fische außer der einen Art verschmähen. So habe ich die Großzahl meiner mächtigsten Hechte mit Egli gefangen, und zwar an Stellen, wo vorher mehrere Fischer mit anderen Ködern erfolglos gefischt hatten.

Dann muß man ferner wissen, daß viele Fische, besonders aber die Raubfische und vor allem der Hecht meist nur zu ganz bestimmten Zeiten fressen. Diese Zeiten variieren, und es braucht immer wieder genaue Beobachtungen, bis man weiß, wann ein bestimmter Fisch frißt und damit auch beißt. Außerhalb dieser Beißzeit wird er auch den verlockendsten Köder nicht anrühren.

Für mich ist es nun beim Fischen etwas vom Reizvollsten, all das zu beobachten. Das beansprucht natürlich viel Zeit, in der ich gewöhnlich gar nicht fischen, geschweige denn Beute machen kann. Erst nachher kann das Fischen losgehen.

Die Spannung ist dann groß. Man gibt sich ganz der Erwartung hin, ob ein Biß erfolgt. Öfters nützen alle guten Beobachtungen nichts, und man kann so einem Kerl immer wieder auflauern, er ist nie an die Angel zu kriegen. In anderen Fällen aber klappt es, und

der alte Schläuling fällt auf den Köder herein, ist aber damit noch lange nicht gefangen.

Es gibt dann einen aufregenden Kampf, denn so ein Zwanzigpfünder kann nicht einfach ans Land befördert werden. Ganz sachte muß man ihn ermüden. Zuerst ist es der Fisch, der diktiert, was gemacht wird, denn wollte man Gewalt anwenden, er würde das stärkste Fischzeug mit Leichtigkeit zerreißen, wie es gar manchem unerfahrenen Fischer widerfährt.

Bleibt man aber ruhig, läßt dem Fisch Zeit, so wird auch der schwerste Bursche einmal müde und kann zuletzt wie ein Stück Holz ans Ufer gezogen werden. Solch ein Fang macht einem dann auch viel größere Freude und gibt viel mehr Befriedigung als irgend ein Zufallsfang. Auf Grund solcher Beobachtungen habe ich im Lauf der Jahre manch schönen Fisch gefangen, darunter mehrere Zwanzigpfünder.

*Mein größter Hecht*

war allerdings ein Zufallsfang, und zwar ein so eigenartiger, daß ich ihn hier erzählen möchte. Es war vor ein paar Jahren, da hätte meine Frau auf unseren Familientag all den Gästen gerne ein paar schöne Hechte aufgestellt, die ich natürlich zu liefern hatte. Aber es war wie verhext, trotzdem ich tagelang jeden Morgen schier vor Sonnenaufgang an der Aare war, konnte ich kein Schwänzchen fangen.

Wohl kannte ich den Standort eines kapitalen Burschen, aber der war zu gewitzigt. Er riß mir nur immer wieder den Köderfisch von der Angel, fangen ließ er sich nicht. Aber auch kleinere Hechte gingen mir nicht auf den Leim. An einem Samstagmorgen, am letzten Tag vor dem Fest, versuchte ich es noch einmal. Der alte Routinier stahl mir prompt wieder den Köderfisch. Sonst erfolgte den ganzen Vormittag kein Biß.

Kurz vor Mittag, ich hatte noch ungefähr eine halbe Stunde zur Verfügung, versuchte ich es an einer anderen Stelle, wo ich noch nie einen größeren Hecht gefangen hatte, und zwar fischte ich nun mit einem kleinen künstlichen Köder, auf den gewöhnlich nur Egli beißen, hie und da ein kleinerer Hecht. Das Wasser war ziemlich trübe, also auch nicht günstig. Fast resigniert machte ich meine Würfe, und ich wollte schon aufgeben, als ich einen Biß verspürte und sofort anhieb.

Der Anhieb saß, ich wußte, daß es ein Hecht war, aber nach der Art, wie er sich wehrte, war es kein sehr gewichtiger. Sehen konnte ich ihn im trüben Wasser nicht. Mit dem feinen Angelzeug, das ich benutzte, mußte ich sehr vorsichtig sein, denn diesen Fisch durfte ich nicht verlieren. Nach längerem Drill brachte ich den Fisch näher. Am Ufer verfing sich die Leine noch in einem Ast, der da im Wasser lag, so daß ich den Fisch schon verloren gab. Aber schließlich gab auf mein Ziehen der Ast nach, der Hecht war noch an der Angel, mit vieler Mühe konnte ich Ast und Fisch zu mir heranbugsieren.

Und da kam zum trüben Wasser heraus, zum erstenmal sichtbar, ein mächtiger Hechtkopf, dem ich hurtig in die Augenhöhlen griff. Dann konnte ich einen Fisch ans Land ziehen, wie ich ihn noch nie gefangen. Wie ich ihn auf sicherem, trockenem Boden hatte und ihm die Angel aus dem Kiefer entfernte, da zeigte es sich, daß die Nylonschnur von den Zähnen des Riesen fast durchgefegt war. Fast ohne zu zerren, konnte ich sie abreißen. Alles bei diesem Fang war außerordentlich: daß der Hecht sich überhaupt an dieser Stelle aufhielt, daß er auf meinen Köder – ein winziges Blechfischchen – biß, daß das gebrechliche Fischzeug gehalten, daß der Ast sich im Grunde gelöst und daß der Fisch sich nicht stärker gewehrt hatte. Es war wie ein Wunder, für das ich zu danken hatte.

Schnell war ich dann mit meiner Beute nach Hause gelangt, an der Waage wies der Zeiger auf 21 Pfund, und am Tage darauf, am Familientag, gab es nun doch blauen Hecht, genug für die ganze große Gesellschaft.

*Der Kampf*

Was ein rechter Fischer ist, kennt die St. Petersinsel. Während meine Frau dort ihre Sachen in Schrank und Kommode des heimeligen, geräumigen Hotelzimmers versorgt, breite ich all mein Fischerzeug auf dem geräumigen alten Schreibtisch aus, Schnurrollen und Schnüre, Schachteln mit Spinnern und Löffeln, einen ganzen Berg verschiedener Gamben, Werkzeug und andere kleine Utensilien, deren der Fischer bedarf. Dazu kommen noch eine volle Brissago-Schachtel und ein Paket Tabak samt den Pfeifen, damit alles gleich zu Handen ist.

Dann werden die Ruten zusammengesteckt, die Rollen eingesetzt, die Nylon-Schnur durch

die Ringe gezogen, ein Löffel, den man heute für das Fängigste hält, eingeschleift, an der andern Rute eine Gambe eingeknotet, und dann gehts mit der Rute zur ersten Rekognoszierung hinab zum See. Auf der Südländte wird das Wasser beobachtet, ob und was für Fische da sind und ob es sich lohnt, ein paar Probewürfe zu machen.

Leider ist der Augenschein heute nicht mehr erhebend: das Wasser trüb, alles veralgt, wie ich es noch kaum je sah, und von Fischen ist nichts zu sehen als ein einsames, fingerlanges Egli, das sich an den Ländtepfählen herumdrückt. Wenn es so steht, kann ich die Rute beiseite stellen.

Da war es doch anders vor ein paar Jahren, als auf den ersten Wurf, den ich machte, ein schöner Hecht biß und nach kurzem Drill im Fischtrog landete. Nur ein paar Würfe später folgte dem Fünfpfünder noch ein Dreipfünder, und ich kehrte schon reichlich beutebeladen vom ersten Gang zum Hotel zurück.

Ja, damals war es ein lustiges Fischen. Am zweiten Ferientag fing ich wieder einen Hecht, doch keinen gewichtigen. Bei einem weiteren Wurf blieb ich mit dem Löffel im Laichkraut hängen, und wie ich auch zog und zerrte, das Zeugs wollte nicht freikommen. Endlich, nach vielen Versuchen, gab der Widerstand nach, die Schnur hatte gehalten und der Löffel begann gerade wieder zu spielen, als unvermutet ein Anbiß erfolgte, dem Gefühl nach etwas Schweres, Gewichtiges. Zuerst zog die Schnur ganz manierlich hin und her und der Fisch machte keine großen Tänze. Dann aber, als er die Angel nie losbekam, fing er an zu toben, und die Rolle begann zu singen, wenn er wieder eine seiner rasenden Fluchten machte. So wehrte er sich eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, unermüdlich und ohne Unterbruch.

Mein Arm begann zu ermüden und zu schmerzen, und unmutig sagte ich zu meiner Frau: «Will denn der Kerl gar nie müde werden?» Das tat er aber noch eine Zeit lang nicht, dann stellte er sich trotzdem auf den Grund, und endlich, nach fast einer Stunde konnte ich ihn ganz langsam, fast nur Zentimeter um Zentimeter zur Oberfläche herauflotsen. Bis jetzt hatte ich das Tier nur einmal von weitem einen Moment lang gesehen, als es bei einem Befreiungsversuch kurz an die Oberfläche kam.

Aber jetzt erschien, zuerst nur schemenhaft, dann allmählich deutlicher werdend, ein riesenhafter, über meterlanger Körper, der sich ganz langsam der Wasseroberfläche näherte. Als ich ihn dort oben hatte, konnte ich ihn zum erstenmal überstellen, der Fisch legte sich abgekämpft auf die Seite, und ich vermochte ihn über das große Unterfangnetz zu führen, mit dem mir ein anderer Fischer zu Hilfe gekommen war. Der hilfreiche Sportkamerad hob nun den Fisch mit dem Netz in sein Boot, wo das Tier reglos liegen blieb.

Der Rückweg zum Hotel wurde zu einem kleinen Triumphzug, denn ein Knabe, der sich brennend fürs Fischen interessierte, hatte den Fang bemerkt und rief nun alle Gäste herbei, damit sie den alten Räuber bestaunten, was dann auch geschah, mehr als mir lieb war.

*Ein Bild der Ruhe*

Nicht nur die Verunreinigung des Wassers, auch die Zahl der dahersausenden Schnellboote, womöglich mit zwei Motoren, nimmt um die St. Petersinsel herum heute leider zu. Wie beruhigend wirkt demgegenüber das Fischen – schon durch die Geduld, die man aufbringen muß, bis ein Tier anbeißt! Und wenn sich erst so ein alter, mächtiger Bursche kräftig wehrt, hat der Fischer den Kampf verloren, der nicht die Ruhe bewahrt – sei es, daß die Rute bricht, die Schnur reißt oder der Fisch sich dem Fang sonst irgendwie entziehen kann.

Kürzlich sah ich vom Inseli-Känzeli aus einem Fischer zu, der ganz allein den ganzen Nachmittag mit seinem kleinen Schifflein versteckt in der kleinen Schilfbucht saß: Die Ruten hat er auf den Bootsrand hingelegt, die Zapfen liegen still auf dem Wasser, ohne sich zu rühren. Große Fänge scheint er nicht zu machen. Aber gerade jetzt klopft er sich seine Pfeife am Bootsrand aus, bläst sie durch, sucht im Hosensack nach dem Tabak, öffnet gemächlich den Beutel, stopft in aller Ruhe das Pfeifchen wieder voll, reißt ein Streichholz an, beginnt zu paffen, daß das brennende Hölzchen stoßweise aufflackert und wirft es dann ins Wasser – ich vermeine noch das leise Zischen zu hören.

Nun zieht er wieder an der brennenden Pfeife. Ein lustiges Rauchwölklein nach dem andern verliert sich in der Luft über der stillen Wasserfläche in der Bucht – ein Bild der Ruhe in der Unruhe unserer Zeit.

*Das Wunder der St. Petersinsel*

Es sind nun schon viele Jahre her, seit ich sie entdeckte, die stille grüne Insel im Bielersee. Seither weiß ich, wo ich in den Ferien hingehen muß, Ferien, die mir, auch wenn die Fischerrute im Zimmer bleibt, das geben, was sie sollen, Erholung und Ruhe, Zeit zur Besinnung und echte Freude, die heute in der Zeit des Vergnügens, so rar geworden. –

Es grenzt fast an ein Wunder, daß es so etwas wie die St. Petersinsel heute noch gibt. Da ist noch echte Natur, haben Tiere und Pflanzen noch ihren Wohnraum, ohne daß ihnen der Mensch all das genommen, was sie zum Leben und Gedeihen brauchen. Hier lebt der Mensch noch in Eintracht mit der Natur. Und dann ist hier die schöne Stille. Nicht die Stille eines Friedhofs, aber eine belebte Stille mit Tier- und Vogelstimmen, man hört noch das Säuseln des Windes, das Summen der Insekten, das leise Knistern der Ähren im Weizenfeld, und nur ganz von ferne, meist kaum vernehmbar, dringt all der Lärm moderner Technik und Zivilisation bis hierher.

Zu allen Jahreszeiten habe ich die Insel aufgesucht, im Frühjahr, wenn junges Grün sie schmückt, die Schilffelder noch dürr und gelb sind, an den warmen Hängen manch seltene Blume in stiller und unbeachteter Schönheit erblüht, im Sommer, da ich auf dem See beim Fisch und an heißen Tagen auf der Bergkuppe im Wald weilte mit seinen wunderbaren Bäumen, den Eichen, den Edelkastanien, den Buchen, Linden und all den anderen, die da noch wachsen in selten gesehener Größe und Gestalt. Dann wieder im Herbst, wenn im Weinberg an den Stöcken, deren Blätter schon gilben, die Trauben goldgelb hängen und nachts der Dachs sich seinen Wanst mit ihnen vollschlägt. Und endlich im Winter, wo alles kahl ist, die großen Bäume gespenstisch in die Höhe ragen, wo nur der melancholische Schrei der Möven und ab und zu das Krächzen eines Raben ertönt und sonst die tiefe Stille ist.

Zu all diesen Zeiten habe ich sie besucht und mich an ihr gefreut. Und immer, wenn ich ihr fern bin, habe ich eine leise Sehnsucht nach dieser Insel, die mir so viel gegeben.